



Prof. Dr. Christiane Tietz

Predigt vom Sonntag, 15. Oktober 2017

Zwei ungleiche Söhne

Liebe Gemeinde,

*Der Worte sind genug gewechselt,
Lasst mich auch endlich Taten sehn!
Indes ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie. ...
Und keinen Tag soll man verpassen.
Das Mögliche soll der Entschluss
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirkt weiter, weil er muss.*

Weise, diese Worte des Theaterdirektors am Anfang von Goethes Faust, weise und voller Lebensklugheit. Denn Worte ohne Taten sind hohle Versprechungen, Gerede, Geschwätz. Enttäuschend sind Menschen, die nur reden, aber nichts tun, deren Worte kein entsprechendes Handeln nach sich ziehen.

Der Predigttext des heutigen Sonntags aus dem 21. Kapitel des Matthäusevangeliums scheint auf den ersten Blick genau diese Lebensweisheit festhalten zu wollen.

Ich lese die Verse 28-32:

Jesus spricht: „Was meint ihr? Es hatte einer zwei Söhne; und er ging zum ersten und sagte: Geh, mein Sohn, und arbeite heute im Weinberg! Der aber entgegnete: Ich will nicht; später aber reute es ihn, und er ging hin. Da ging er zum anderen Sohn und sagte dasselbe. Der entgegnete: Ja, Herr!, und ging nicht hin. Wer von den beiden hat den Willen des Vaters getan? Sie sagen: Der erste! Da sagt Jesus zu ihnen: Amen, ich sage euch: Die Zöllner und Dirnen gehen vor euch ins Reich Gottes. Johannes ging zu euch auf dem Weg der Gerechtigkeit, und ihr habt ihm nicht geglaubt, die Zöllner und

Dirnen aber haben ihm geglaubt. Ihr aber, die ihr das gesehen habt, habt euch auch hinterher nicht eines Besseren besonnen und ihm geglaubt.“

Jesus erzählt dieses Gleichnis im Tempel, im Gespräch mit den geistlichen Führern des Volkes. Das Gleichnis ist symmetrisch aufgebaut. Ein Vater zweier Söhne wendet sich an beide und bittet sie, den Tag im Weinberg zu arbeiten. Den Erzählungsgepflogenheiten der damaligen Zeit entsprechend, lässt seine Hörer allein schon die Einleitung „Es hatte einer zwei Söhne“ erwarten, dass der eine Sohn sich richtig verhalten wird und der andere falsch.

Der eine Sohn schlägt die Bitte des Vaters ab und sagt, mit im griechischen Original recht harschen Worten: Nein. Der andere Sohn geht auf die Bitte des Vaters ein und sagt Ja, mit im Griechischen übertrieben fügsamen Worten – wörtlich: Ich stehe zur Verfügung, Herr. Der Neinsager geht dann doch in den Weinberg, der Jasager geht entgegen seiner Ankündigung nicht. So weit ist die Erzählung symmetrisch. Und sie scheint tatsächlich die Faustische Lebensweisheit zum Ausdruck zu bringen, dass es nicht so sehr auf das Reden, sondern vielmehr auf das Tun des Menschen ankommt. Richtig verhalten hat sich der, der zwar zuerst Nein sagt, aber dann doch in den Weinberg geht.

Dann aber würde Jesus mit diesem Gleichnis schlicht sagen wollen: Wichtig ist allein der Gehorsam gegenüber Gott. Durch ihn kommt man in das Himmelreich. Unser Tun ist entscheidend. Im christlichen Glauben geht es zuerst und vor allen Dingen um Ethik!

Doch ein Element der Parabel stört diese Symmetrie: Nur bei einem der beiden Söhne wird erzählt, was sich zwischen seinem Reden und seinem Tun in ihm, in seinem Innenleben, zugetragen hat: „... später aber reute es ihn“. Irgendetwas geschieht in ihm, das ihn zu einem anderen Verhalten führt, als er es angekündigt hatte. Zuerst sagt er, er gehe nicht hin, aber macht es dann eben doch.

Beim zweiten Sohn wird kein solcher innerer Vorgang berichtet. Wir wissen nicht, warum er nicht hinging. Wollte er zuerst wirklich gehen und verlor dann die Lust? Warum hat er sie verloren? Kam ihm etwas dazwischen? Ergab sich eine andere, interessantere Möglichkeit, den Tag zu verbringen? Oder war schon sein erstes Ja unehrlich? Hat er nur vorgespiegelt hinzugehen, um ihn zu beruhigen, – hatte aber nie vor, seiner Bitte nachzukommen? Der Text sagt darüber nichts.

Diese Asymmetrie im Gleichnis weist darauf hin, dass es dem Erzähler vor allem um diese Reue des ersten Sohnes geht. Dennoch hat sich die Auslegungsgeschichte des Textes immer auch für den zweiten Sohn interessiert. Der zweite Sohn war ihr insbesondere ein Beispiel für religiöse Scheinheiligkeit, für Menschen, die in religiösen Dingen zwar ein heiliges Gesicht machen und einige fromme Sprüche von sich geben, für deren Leben der Glaube aber keine wirklichen Konsequenzen hat. Der Theologe Dietrich Bonhoeffer, der sich am kirchlichen und politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus beteiligt hat, hat in jungen Jahren in einem Kindergottesdienst eine Predigt über unseren Text gehalten. Um den Kindern das Verhalten des zweiten

Sohnes vor Augen zu malen, benutzt er das Bild eines Fliegenpilzes. Dieser wunderbar rote Pilz mit den weissen Punkten sieht herrlich aus und ist doch giftig. Genau so, meint Bonhoeffer, seien die Scheinheiligen. Sie verschenken ihr Herz an alles Mögliche, nur nicht an Gott. Aber nach aussen sehen sie „wie Gottes Lieblinge“, „wie die Heiligen Gottes“ aus. Sie beruhigen Gott und sich selbst mit ihren frommen Worten. Bonhoeffer rät, besser wäre hier doch ein ehrliches Nein gegenüber Gott. Denn durch ein solches ehrliches Nein kann man erst wahrhaftig spüren, wo man wirklich steht.

Bonhoeffer redet in seiner Predigt aber auch über den ersten Sohn und über seine Reue. Dabei greift er nicht zu moralischen Drohbildern, sondern veranschaulicht, was beim ersten Sohn passiert, an einer von ihm erfundenen Geschichte aus dem Alltag der Kinder: Eine Mutter bittet ihren älteren Sohn, dem jüngeren Bruder beim Lernen für eine Französisch-Klausur zu helfen. Der ältere Sohn möchte nicht, er erwartet Besuch von einem Freund zum Spielen. In einem lange schon währenden Spiel beider ist gerade heute seine Soldaten-festung in Gefahr. Das Spiel beginnt. Aus dem Nachbarzimmer hört er Seufzen, schliesslich Weinen des jüngeren Bruders. Er geht dann doch nach ihm schauen, kann dessen Weinen nicht mit ansehen – und hilft ihm sofort. Bonhoeffer lässt, was in dem älteren Bruder geschah, diesen mit rührenden Worten erzählen, als der Freund fragt, was denn nun mit der Festung sei. Der ältere Bruder antwortet: „Ach so – die Festung – ja weisst du – ich glaube die Festung, die ich mir gemacht habe – die hat schon ein anderer genommen, und deren Mauern waren so dick, ach so dick, ich hatte mich selbst darin gefangen gesetzt, aber plötzlich riss einer die Mauern ein, - vorhin ... als der Kleine so weinte, - da riss er sie ein, da war ich frei.“

Verweilen wir kurz bei dem Bild der Festung: Es sind Mauern, die der Mensch um sich aufgerichtet hat. Es sind Mauern, durch die er sich von anderen abschottet, von ihrer Not und Bedürftigkeit nicht berührt werden will. Aber es sind auch Mauern, in denen er selbst wie gefangen und ganz alleine ist, weil ohne Empathie und Mitgefühl Begegnung zwischen Menschen nicht möglich ist.

Das Einreissen der Mauern, das Offenwerden für den Anderen, empfindet nun der Bruder nicht als Blossstellung oder so, als ob ihm damit etwas weggenommen worden wäre. Er empfindet es als Befreiung. Er ist nun frei vom Gefangensein in sich selbst und frei für den Anderen.

Einige Jahre später, in einer Vorlesung zur Schöpfung der Welt, wird Bonhoeffer genau in dieser Freiheit für den anderen die Gottebenbildlichkeit des Menschen sehen. Er schreibt: „Freiheit ist in der Sprache der Bibel nicht etwas, das der Mensch für sich hat, sondern etwas, das er für den anderen hat. Kein Mensch ist frei ‚an sich‘ ... Freiheit [ist] nicht eine Qualität ..., kein Besitz, kein Vorhandenes, ... sondern Freiheit [ist] eine Beziehung und sonst nichts.“

Wie aber kommt es dazu, dass die Mauern des Kindes einbrechen? Es sind nicht Kanonen und Soldaten. Und es ist auch nicht ein erneuter moralischer Appell. Es ist vielmehr die konkrete Begegnung mit dem jüngeren Bruder und seiner Not, die den Älteren sich anders verhalten lässt. Dass diese konkrete Begegnung die Mauern ein-

riss, beschreibt er – vorsichtig – als Wirken Gottes: „einer riss die Mauern ein, er riss sie ein“.

Bonhoeffers Auslegung dieses Gleichnisses für die Kinder ist interessant. Er ist ja sonst eher für harten Moralismus bekannt, der ohne Rücksicht auf die Schwächen und Lebensumstände anderer sie zu einem kompromisslosen Leben in der Nachfolge Christi aufgerufen hat. Einer seiner Spitzensätze aus der Zeit des Kirchenkampfes lautete denn auch: „Nur der Gehorsame glaubt.“ In dieser frühen Auslegung zeigt sich aber, dass Bonhoeffer dieses gehorsame Tun als Antwort versteht auf ein Berührtwerden durch den Anderen und durch Gott.

Im Text des Gleichnisses Jesu zeigt sich dieser Antwortcharakter des Tuns, wenn wir darauf achten, wieviel und wie hier gegangen wird: Der Vater geht zu den Söhnen, bittet sie, zum Weinberg zu gehen. Der eine geht hin, der andere nicht. Die Zöllner und Dirnen gehen den anderen ins Reich Gottes voraus, weil sie in der rechten Weise auf Johannes, den Täufer, der zu ihnen gegangen war, geantwortet haben. Die Söhne, die Zöllner und Dirnen sollen gehen. Vorher aber noch geht jemand zu ihnen: der Vater zu den Söhnen, Johannes zu den Zöllnern und Dirnen.

Warum dieser Bezug auf die Zöllner und Dirnen, die gesellschaftlich am unteren Rand standen? Dass die Zöllner und Dirnen im Unterschied zu den anderen der Bußpredigt Johannes des Täufers geglaubt hätten, davon ist im Matthäusevangelium sonst nicht die Rede. Aber dass sich Jesus den Zöllnern und Dirnen in besonderer Weise zugewandt hat, mit ihnen sprach und zusammen ass, wird immer wieder berichtet. Viele störten sich daran – „Der nimmt die Sünder an und isst mit ihnen“. Aber in dieser Zuwendung Jesu zu den Zöllnern und Dirnen zeigte sich die bedingungslose Liebe Gottes zu den Menschen. Durch sie bewegt, kehrte so jemand wie der Zöllner mit dem Namen Matthäus um und folgte Jesus als Jünger nach.

Und so ergibt sich, dass dieser Text nicht einfach nur eine allgemeine Lebensweisheit über Reden und Tun mitteilt. Er lädt vielmehr dazu ein zu sehen, wie es aus christlicher Sicht zum guten Tun kommt: Ja, wir Menschen sollen gehen, sollen nachfolgen, sollen für andere da sein. Aber der Anstoss, der Auslöser liegt im Gehen Gottes zu uns, liegt darin, dass Gott uns in Jesus Christus ganz nahe gekommen ist.

In der Begegnung mit ihm wird die Mauer, die wir um uns aufgebaut haben, eingerissen. Weil er uns nahe kommt, weil wir erleben, dass da einer ist, der uns immer schon liebte, werden wir aus der Gefangenschaft in uns selbst und der Fixierung auf uns selbst befreit.

Karl Barth hat Jesus Christus gern „das grosse Ja Gottes zu uns“ genannt. Dieses Ja Gottes reisst unsere Mauern ein, so dass auch wir glauben und für den anderen da sein können, also Ja sagen und Ja tun.

Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken bewachen in Christus Jesus. Amen.